

MATTHES
& SEITZ
& BERLIN
PAPER.
BACK



Alma de l'Aigle

EIN GARTEN

Mit einem Nachwort von
Brita Reimers

Matthes & Seitz Berlin

Inhalt

Ein Garten 7

Kleines Sachregister für den Gartenfreund 208

»Zum allerursprünglichsten Geschehen müsste unser Geist
zurückkehren ... zum Wachstum einer Pflanze«, Brita Reimers 211

Bibliografie, Brita Reimers 225

Ein Jahr um das andere ist durch den Garten gezogen. Die Menschen und ihre Schicksale haben sich gewandelt. Menschenwerk ist vernichtet, der Bau der Welt scheint aus den Fugen zu sein. Die Gesetze des Himmels und der Erde scheinen zerrüttet. Aber unablässig Jahr für Jahr treibt der alte Garten wieder seine Blüten und bringt seine Früchte, den ewigen Ordnungen eingefügt.

Erstes Kapitel

Es beginnt unter der Erde – westliche Weite – die Großstadt ist doch nahe – Garten abseits – Rosen und Rasen – unser »Wald« – die Lauben – drei Weinstöcke am Haus – zwei Pflaumen und eine Kirsche – ländlicher Komfort – Wiese, Wäsche, Wind und Osterfeuer – Lehmkuble und Lehmberd – Kinderbeete – Sommerblumen und Farbengedanken und die Plüschdecke der Großmutter

Unten in der Grube hockte das Kind. Es war die Gemüsegrube, in der Wurzeln, Kohl und Lauch tief unten frostfrei aufbewahrt wurden. In den Rasen hinterm Haus, den die Großmutter immer den Bleichplatz nannte, war diese Grube gegraben, mit Brettern überdeckt; darauf ein Hügel von Grassoden. Einige erdene Stufen, zerbröckelt, führten hinunter. Links öffnete sich dann das Dunkel der Höhle.

Gern kroch das Kind hier hinein, wo sich Wand an Wand schloss, ohne Weite, ohne leeren Raum im Rücken. Ein Holzklotz war das Stühlchen. Die Arme stützten sich auf die Knie, und die Augen senkten sich in das weiche Dunkel nach hinten.

Da lagen die rötlichen Wurzeln – wie wir in Hamburg die Möhren nennen – halb bedeckt von gelblichem, feuchten Sand, mit kleinen kläglichen Blättchen, in der Dunkelheit blassgelb herausgetrieben. Da lag der Lauch, – in Hamburg heißt er Porree, – der das bläuliche Grün frischer, steifer Tulpenblätter sich auch im Finsternen erhalten hatte. Er duftete lieblich-streng und erinnerte das Kind an die zarten jungen Zwiebelpflänzchen, die ihm der Va-

ter im Frühsommer zu besonders beliebtem Genuss aus den Sämlingsbeeten zog.

Kohlköpfe, rund und fest wie Riesennüsse, lagen geschichtet, das Rot und Weiß kaum noch erkennbar, die äußeren Blätter manchmal braun und glitschig, mit kleinen Schnecken besetzt.

Auch sonst war hier im Halbdunkel, in der modrigen Feuchtigkeit, ein reges Leben von kleinem Getier. Lange konnte das Kind so sitzen und zuschauen, wie die grauen Kellerasseln sich emsig ihre Wege über Erdbröckchen und faule Blätter bahnten, große und kleine. Sie hatten etwas Gemütliches, etwas Beruhigendes, ihre Harmlosigkeit stand fest. Anders war es mit den Ohrwürmern, die so zudringlich herauskamen, wo man sie aufstöberte, die sich bei der Berührung wehrten und einen ekelhaften Geruch hinterließen. Zwar hatte der Vater den Kindern immer wieder versichert, dass sie in Wirklichkeit Ohrwürmer hießen, weil sie an ihrem hinteren Ende ein Ohr tragen wie eine Stopfnadel; aber ganz sicher war man doch nicht, ob sie nicht vielleicht, wenigstens aus Versehen einmal, entgegen des Vaters Vorschrift, ins Ohr kriechen könnten, wie alle anderen Kinder es fürchteten. Die Ohrwürmer also betrachtete das Kind mit Abstand, immer bereit, sich zurückzuziehen, falls der Ohrwurm seine Bestimmung, nur ein Ohrwurm zu sein, plötzlich vergessen sollte.

Aber geradezu beängstigend und ohne Einschränkung grauenvoll waren die Tausendfüßler, in giftigem Gelb; die Behändigkeit des Ohrwurms verbanden sie mit den ringelnden, züngelnden Windungen der Schlange. Angst und Hass zuckten jedes Mal auf, wenn man achtlos einen Stein hob und statt der biedereren, harmlosen Kellerasseln ein gelber Tausendfuß, der blitzschnell seine tausend Füße regte, darunter hervorschlängelte.

Wie ungefährlich waren dagegen die blinden kleinen Regenwürmer, die man beglücken konnte, wenn man sie wieder mit

feuchter Erde bestreute. Die armen nackten Dinger, die in den Pfützen ertrinken und in der Trockenheit verdorren mussten.

So hockte das Kind unten in der Grube, umgeben von erdigen Düften, von Tieren, die selber aus Erdbröckchen entstanden zu sein schienen. Aber die waren nicht die Welt seines Spiels; mit ihnen konnte man sich nicht verständigen, sie konnte man nicht lieben. Da saß es ja, das kleine Wesen, um dessentwillen heute das Kind wieder die Stufen hinuntergekrochen war, ganz still saß es da, im dunklen Winkel der untersten Erdstufe, mit dem Rücken in die Ecke gedrückt, es hockte mit aufgestützten Ärmchen, mit saugenden Nüsterchen, wie das Kind, und sie saßen sich beide gegenüber, sie saßen beide still und taten einander nichts. Es war eine kleine braune Kröte, eine liebe Kröte, »Tödi« nannte das Kind sie zärtlich. Entzückend war es anzusehen, wie die zarte Haut der Kehle vom eiligen Atmen zitternd auf- und abgeblasen wurde. Diese Zehchen, die ein bisschen einwärts patschten, am Ende zu Knötchen verdickt, diese behaglich braune Haut, die ein Erdklümpchen vortäuschte und den feinen Knochenbau dennoch abzeichnete. Und dann die Augen! Die braun und goldenen Krötenaugen, die ein Geheimnis bargen, das Geheimnis der Erde schlechthin, das Geheimnis der Vermählung von dunkler Erde und goldenem Licht. Das Kind konnte sich nicht sattsehen an ihrem warmen Glanz. Tödi saß in ihrer Ecke, worauf wartete sie? Es schien keine Zeit für sie zu geben, wie für das Kind, das vor ihr hockte in der Höhle, die die Gaben des Gartens barg und, eine Welt stillen Lebens, im Grunde des Gartens ruhte.

Das Kind reckte sich, es kroch zwei Stufen hinauf und war nun mit seinen Augen in der Höhe des Rasens. Hier war eine neue Welt, hier war ein Dickicht von Gräsern und Kräutern, gesprenkelt mit Licht. Aus dem grünfilzigen Grund sprossen sie hoch hinauf in den Tag, steil die Gräser und schattend die Kräuter, die

nach rechts und links die Blätter vom Stängel abspreizten. Da stand die Schafgarbe mit ihrem herbwürzigen Duft, die Genosin sommerlicher Tage, mit den gefiederten sattgrünen Blättern und der weißlichen Dolde unzähliger Blütenkörbchen, jedes ein winziges Wunderwerk. Bescheiden kroch der Klee dazwischen, bescheiden und doch schließlich alles verdrängend. Immer wieder Dreiblätter und immer wieder Dreiblätter und nie ein Vierblatt, wonach die Kinder stundenlang suchten, um Glück zu haben. Einer behauptete sich zwischen dem Klee: die harte Rosette des Spitzwegerichs, die von der Mitte aus nach allen Seiten ihre zähadrigen schmalen Blätter herausstrahlte; unbekümmert aus ihrer Mitte erhoben sich steil die Stängel, nun im Herbst schon Samen tragend, kleine braune saftig gequollene Körnchen; manchen Vögeln eine willkommene Speise.

Am Rande des Rasens aber, von vielen Füßen getreten, führte der Breitwegerich sein kümmerliches Dasein. Hart waren seine Blätter geworden, von zähen Adern durchzogen, die Ränder zerfetzt von den Tritten der Füße und wieder verheilt. Dabei trieb er immer neu seine jungen Blätter, ängstlich zusammengefaltet, aus der Mitte hervor. Wenn das Kind sich gestoßen oder sich an den Büschen blutig geritzt hatte, so ließ die Großmutter ein Wegerichblatt holen und legte es auf die schmerzende Stelle. »Das kühlt«, sagte sie. Und wirklich, die Haut liebte das lindernde Blatt.

Die Augen des Kindes drangen hinein in den Grund des Rasens, da war ein moosiges Gefilz, verästelt wie Farnkräuter. Ästelmoos. Warum eigentlich liebte das Kind es so über alles? War es ein Hauch aus Urzeiten, der noch daraus strömte? Oder waren es die Kleinmaße seiner Spielwelt, die es beglückte? Es träumte sich gern als Winzigmännlein in diesem Wald von Moos lebend, herumsteigend an den kleinen Ästen, als Geselle der Käfer und Lar-

ven und Sonnenkinder, tief im Wald des Grasbodens mit den diamantenen Kuppen der Tautropfen, die das Sonnenlicht aus sich herausblitzten und die Farbigkeit der ganzen Welt in sich bargen.

Ach ein Tannenbäumchen!, jauchzte nun das Kind leise.

Was war das Tannenbäumchen? Ein Schachtelhalmsspross, der seitlich aus der abgestochenen Erdwand herausgewachsen war, aus dem sandig lehmigen Boden. Da ordneten sich die zierlichen Zweige quirlig um den Stamm, nach oben wurden sie immer kleiner; die feinen grünen Glieder waren ineinandergeschachtelt, man konnte sie herauszupfen, aber es war schade. Das grüne Bäumchen gehörte in diese Welt des Spiels, des Traumes und des Friedens. Das Kind hob seinen kleinen Körper nun ganz hervor aus der Vertiefung. Es trippelte den Weg entlang, der nach hinten zum Obstgarten führte. Es wusste wohl, wen es suchte. Papa!, rief das Kind außer sich und stürzte vorwärts.

Der Vater wandelte durch den Garten, den er geschaffen hatte, wie weiland der liebe Gott durch den Paradiesgarten.

Mitten zwischen Feldern am Rande der Großstadt lag er.

Ein Stück Ackerland, drei preußische Morgen groß, hatte der Hamburger Jurist, des Stadtlebens müde, vom Bauern Sottorf gekauft. Das war Ende des 19. Jahrhunderts gewesen, zu jener Zeit, als geruhsame Bürgerlichkeit sich in den Städten unmerklich wandelte in geschäftige und geschäftliche Regsamkeit, die sich noch wiegte in der vollkommenen Sicherheit und Gleichmäßigkeit der wirtschaftlichen und politischen Lage.

Damals begann die Bodenspekulation den Grund zu legen zum Wohnungselend in den Großstädten.

Der Bauer Sottorf wollte dem Vater gern den ganzen Streifen Acker bis hinunter an die Collau verkaufen; der Rest, weit größer als der eigentliche Garten, sollte nur zweitausend Mark kosten.

Wenn das Gebiet erschlossen würde, meinte der kluge Bauer, würde das einträgliche Bauplätze ergeben. Aber solche Gedankengänge lagen dem Vater fern. Sein Hanseatengeist war preußisch gefärbt; die Herkunft aus altem französischen Adel wirkte auch wohl nach. Nie hätte er die Hand zum Geschäftemachen geboten. So war das Land hinter dem Garten Acker geblieben. Auch links war Acker, und das Korn wogte jedes Jahr von neuem neben dem schmalen, mit Rainfarn und Beifuß gesäumten Feldweg, der am Garten entlangführte. Feld hinter Feld erstreckte sich bis in die Weite, wo zwischen fernen Bäumen das kleine Dorf Lokstedt lag. Das wusste ich wohl, denn wir hatten manchmal sonntags morgens mit dem Vater einen Spaziergang dorthin gemacht, um in der Lokstedter Bäckerei einen »Proben« (ein längliches Weißbrot) zu holen. Und doch waren für mich vom Garten aus diese bläulich schimmernden Bäume der Inbegriff der Ferne, bei der man nicht wusste, was dahinter kam. In Gedanken wanderte ich weiter und immer weiter dem Sonnenuntergang zu ins Unbekannte und nie Gestillte. Als ich größer wurde, war lange Zeit mein heißer Wunsch eine Nachtwanderung, und immer stellte ich sie mir vor in Richtung der Ferne dort, die ich seit frühester Kindheit hatte liegen sehen.

Sonderbar – es haben manche Hamburger eine Neigung gehabt nach diesen westlichen (von der Stadt aus nordwestlichen) Gebieten. In der Zeit, als Hamburg noch Festung war, aber auch so um 1800, wurde es einigen Familien zu eng in den Mauern, sie strebten in die liebliche und geruhsame Weite der Natur und schufen Sommersitze und Parks außerhalb der Stadt. So entstanden an der Elbchaussee die Herrensitze mit dem Blick über die schimmernd dunstigen Elbufer, so dehnten sich die Besitzungen im Südwesten aus, in Hamm; und so auch im Nordwesten in der Gegend

von Niendorf, hinter Lokstedt, mit seiner entzückenden kleinen Barockkirche, deren gespitzte Kuppel zwischen hochragenden Eschenkronen von unserm Haus und Garten aus ganz hinten als zarte Silhouette sich abhob am bläulich bebaumten Westhorizont.

Noch heute liegen dort verschlafene Parks. Aber sie schlafen ohne den Traumduft der Erinnerung, mit dem die Parks in Süddeutschland uns so oft beseligen können. Ihre Erinnerungen sind eben doch aus dem Rahmen des – bei aller Großzügigkeit – biederen Hamburger Bürgerlebens kaum herausgefallen.

Nur an einem Platz gab es einen vergessenen, verwunschenen Zeugen alter Tage der Romantik.

Das war der Obelisk.

Ich weiß noch, welchen Zauber er auf uns Kinder ausübte, als wir ihn auf einem Spaziergang mit dem Vater entdeckten.

Von der Niendorfer Chaussee ging links ein schmaler Fußweg ab, am Rande eines Baches zwischen Wiesen; den gingen wir entlang. Rechts hinter einer Dornenhecke lag eine feuchte Wiese zwischen Bäumen, vergessen und abseits, eine ganz reizlose Wiese. Und da, mitten in Sumpf und Gestrüpp, erhob sich auf grünemoostem Sockel ein hoher vierkantiger Stein, nach oben verjüngt. Fünf hohe Eschen waren im Kreise herum gepflanzt.

Viele kleine Nagelstellen entdeckten wir an dem Sockel; nicht zu verstehen, was sie bedeutet haben könnten. Aber eine Inschrift in schwarzer Kursivschrift konnten wir teilweise noch entziffern: »... ist einsamer Art und hasst die Pracht und den Genuss.« Wir rätselten, wer der Schreiber, wer der Beschriebene sein mochte. Wir wussten nichts von der »historischen« Romantik, und doch überkam uns der Zauber einer für immer dahingegangenen Zeit, deren Schöpfer und Genießer im Grabe moderten, während ihr versteintes Leben, hundertjährig, hier vor uns stand, greifbar – und doch als dürfte man es nicht anrühren.

Später, als Erwachsene, meinte ich jedes Mal, wenn ich an den Obelisk dachte, er müsste inzwischen verschwunden sein. Manchmal machte ich eigens den Weg – und immer stand er noch da. Heute nimmt er sich ganz verwunschen aus in der Nachbarschaft hoher hässlicher Mietskasernen und trostloser Zufallsbaracken, in der Nähe von Müllhaufen und Bombentrichtern, in denen das Grundwasser sich zu trüben Lachen gesammelt hat.

Wie mancher Traum meiner Kindheit und auch späterer Jahre führte mich in die Weite des Westens. [sic!] Noch heute sehe ich die Gegenden vor mir, die traumvertrauten Landschaften der Unwirklichkeit, die ich durchstreifte, immer weiterer Wunder gewärtig.

In Wirklichkeit aber war ein sauberer Strich gezogen zwischen der Ferne, die lockt, und der Nähe, mit der man sich bescheidet. Auch unser Vater hatte solchen Strich gezogen, das weiß ich wohl. Er betonte nämlich gar zu oft den niederdeutschen Spruch:

*Nord un Süd –
de Welt is wied*

*Ost un West –
to Hus is's best*

Nur in regenreichen Sommern oder gar zu langen Wintern brach wohl einmal eine Sehnsucht aus ihm heraus nach der beschwingteren Luft des sehr fernen Westens, die er in jungen Jahren viel geatmet hatte; dann spielte er halb ärgerlich mit dem Gedanken, alles hier Geschaffene aufzugeben und an den Rhein zu ziehen.

Der saubere Trennungsstrich gegen die Ferne aber stand sichtbar da als schnurgerade Weißdornhecke, die die ganze westliche Längsseite des Gartens begleitete und begrenzte. Der Va-

ter hatte sie angelegt, und zweimal im Jahr wurde sie von ihm und einem Nachbarn beschnitten mit der großen Heckenschere; um Mittag saßen dann die beiden still zusammen beim Obstwein in der Veranda.

Diese dichte Hecke war Brutplatz und Aufenthalt für Grasmücken und Zaunkönige. Auch Drosselnester fanden wir zuweilen darin.

Vor dieser Hecke aber hatte unser Vater eine Baumreihe gepflanzt, und zwar Akazien (*Robinia pseudoacacia*). Sie gaben Windschutz für seine Obstbäume und Nahrung für seine Bienen: Akazienblüten – schwer von Honig und Duft!

An der schmaleren Rückseite des Gartens nach Norden setzten sich diese beiden Hecken fort. Auch dort sah man über Felder und Wiesen, doch weiter hin stieß sich der schweifende Blick an den Häusern des Dorfes Groß-Borstel. Ich erinnere mich, wie ich lange Zeit hindurch zwischen bestimmten Stämmen da ganz hinten Häuser mit geteerten Wänden liegen sah; sie waren mir der Inbegriff der Trostlosigkeit und gingen in meine Träume ein als »Straße zum schwarzen Revolver« – ein Traum des Grauens.

Noch näher rückte uns die Großstadt an der Ostseite.

Ursprünglich war an der ganzen östlichen Längsseite von alters her ein Knick gewesen, der die Felder getrennt hatte. Unter diesem Knick – so erzählte der Bauer Sottorf dem Vater beim Kauf des Grundstücks – hatte der Großvater Sottorf in der Franzosenzeit einen Schatz vergraben. Nachher aber, als er ihn sich wiederholen wollte, hat er ihn nicht finden können.

Der nie gefundene Schatz im alten Knick wäre wohl eine Ballade wert gewesen. Stattdessen aber waren es Großstadttragödien, die auf dem Gelände östlich unseres Gartens ihren freilich oft tröstlichen Abschluss fanden: die kirchliche Gemeinschaft

St. Anschar hatte das Gebiet für ihre Anstalten erworben, und eines Tages, als der Vater seinen Garten anlegte, sah er jenseits Baugruben ausschachten und Grundmauern errichten und hörte zu seinem Leidwesen, dass die erhoffte Ungestörtheit inmitten der Felder schon nicht mehr vollkommen war. Es entstand jedoch bald ein gutes Nachbarverhältnis, obgleich der Vater sich drüben gern als »alter Heide« ausgab und ihm die religiösen Schmachtlieder, wie sie damals üblich waren, nicht allzu gut in den Ohren klangen, viele Stunden am Tag. Aber jede der beiden Seiten fühlte sich als die überlegene und übte Nachsicht.

Es war ein kleines Königreich für sich da drüben.

Damals, in der Zeit der wirtschaftlichen Privatinitiative, beruhte ja auch die »Wohltätigkeit« noch zu einem großen Teil auf privater Grundlage. Einerseits gab es den lauten Betrieb der »guten Gesellschaft« mit ihren »Wohltätigkeitsbasaren«, andererseits die stille, selbstlose, nur zuweilen etwas moralinsaure Tätigkeit der kirchlichen Kreise. Und so war hier in aller Abgeschiedenheit von der Großstadt neben unserem Grundstück eine großzügig angelegte Stätte christlicher Nächstenliebe entstanden: Altersheime, ein Haus für verwaiste oder verelendete Kinder und Heime für »gefallene« Mädchen.

Die Häuser lagen weitläufig in einem großen offenen Park, in der Mitte die kleine Kirche »Zum guten Hirten«, deren bescheidenes Geläute unsere Feiertage begleitete.

Als Kinder gingen wir gern auf die Anscharhöhe, zu Schwester Marie, der dicken freundlichen, nahrhaft glänzenden, in die Milchküche; oder zu Schwester Amalie, der zarten, deren feingezzeichnetes Gesicht wie bei allen Schwestern eingerahmt war von der großen Haube der Diakonissinnen aus wunderbar gleichmäßigen Röhrenfalten von schneeweißem steifen Tüll; als Kind bewunderte ich vor allem die schmetterlingshafte weiße gestärk-

te Schleife unter dem Kinn. Schwester Amalie herrschte über die Siechenhäuser »Bethanien« und »Emmaus«, wo alte Damen erster, zweiter und dritter Klasse Heim und Pflege fanden.

Meistens fand man Schwester Amalie aufrecht in einem Sessel sitzend, und wir durften uns auf die Kante eines Podiums niederhocken, das eine Art Erker mit Fenstern ganz ausfüllte, wie man es damals in der Zeit der »altdeutschen« Mode liebte. Einmal, in den Weihnachtstagen, fragte Schwester Amalie uns, was denn das Christkind uns gebracht hätte, worauf wir ganz betroffen erwiderten, dass bei uns nur der Weihnachtsmann käme.

Ihre Nachfolgerin, Schwester Adelheid, mit ihren lebhaften Augen, ihrem schwarzen Scheitel und ihrer munteren Stimme war ein unermüdlich tätiger und erstaunlich großzügiger Mensch, belesen und in allen Kulturangelegenheiten bewandert; sie war das schönste Beispiel für die Auflockerung der starren kirchlichen Grundsätze und einer neuen Lebensnähe der Kirche.

Die schlichteste und zugleich großartigste Gestalt der ganzen Anstalt war »Mutter Langer«. Sie betreute die Fürsorgemädchen. Nicht immer war es leicht, sie zu regieren, und von Zeit zu Zeit hörten wir von Ausreißern, die sich in den Strudel der unwiderstehlichen Großstadt werfen mussten. Meist nach wenigen Tagen brachte die Polizei sie wieder, oder sie kamen freiwillig in Mutter Langers immer offene Arme zurück.

»Meine Kinder sind alle gut«, sagte sie einmal mit ihrer bedächtigen, fast verträumten Stimme zu unserem Vater, als er meinte, dass sie es mit manchen Mädchen doch recht schwer hätte. Diese Güte strahlte von ihr aus, von ihrer schweren Gestalt und ihrem großen Gesicht. Die strengsten Schwestern hatten nicht eine solche Autorität bei den schwierigen Mädchen wie sie, die nur den Saal zu betreten brauchte, und alles war still. Recht eine Landesmutter war sie. Die Selbstverständlichkeit ihrer Berufung trug sie

mit königlicher Würde und wahrhaft christlicher Demut. Sie gehörte zu den Menschen, die unantastbar sind; selbst die Verworfenheit aus der Gosse der Großstadt spürte es.

Das war also unsere Nachbarschaft nach Osten.

Der Knick, der ursprünglich die Grundstücke getrennt hatte, war zum Teil durch eine hohe Planke ersetzt, hinter der wir Schweine grunzen und Hühner gackern hörten, denn dort lag die »Ökonomie«. Nur im hinteren Teil unseres Gartens war keine Planke, hier standen die letzten Weißdornbüsche des alten Knicks, der vom Vater ersetzt worden war durch eine Wildrosenhecke von duftenden »Sweet briar«.

An der vorderen Schmalseite des Grundstücks, der »Front«, lief ein Weg, der die Grenze bildete zwischen Preußen und Hamburg, so ein paar Meter Niemandsland, für das sich keine der beiden Gemeinden verantwortlich fühlte und das bei schlechtem Wetter zu einem wahren Morast wurde.

Am Ende des Weges stand der unverrückbare Grenzstein, H-P (Hamburg-Preußen) war sauber oben in den Stein gemeißelt. Zur Verdeutlichung standen daneben noch zwei Grenzpfähle, der eine schwarz-weiß bebändert, oben mit dem sorgfältig gemalten preußischen Adler, der andere, weiß-rot bebändert, mit dem Hamburger Wappen, dem dreitürmigen Festungstor: ein Symbol zugleich für die Geschlossenheit wie für die Weltoffenheit unserer Stadt, deren Bürger unser Vater war.

In früheren Jahren waren die dänischen Zollbeamten auf dem Weg vor unserem Garten hin und her patrouilliert und später die preußischen, bis zum Jahre 1888, wo Hamburg dem Zollverein angeschlossen wurde.

Jenseits dieses Weges, also nach Süden, war »der Knick«, bei dem sich, wie überall in Schleswig-Holstein, Schwarzdorn und